

Kriegslieder beim Slawischen Basar

Ich besuchte ein Konzert des
Moskauer Popstars Oleg
Gasmanow in **Belarus**.

Von Martin Leidenfrost

Der „Slawische Basar“ ist ein großes, als Feier aller slawischen Kulturen gegründetes Musikfestival, dessen 35. Ausgabe auch diesen Sommer wieder im belarussischen Witebsk stattfand. Ich besuchte ein Konzert des ewig jungen Moskauer Popstars Oleg Gasmanow. Der Sohn belarussischer Eltern, der in der späten Sowjetunion mit Euro-Disco-Popsongs reüssiert und 1993 für die liberale „Bewegung demokratischer Reformen“ kandidiert hat, tritt spätestens seit der Krim-Annexion 2014 als Befürworter von Putins Aggressionen hervor: Er sang „Vorwärts, Russland!“ und scheute im 2025 eingespielten Song „Panzer“ nicht vor einer Strophe zurück, in der sich die „Panzer der Bundeswehr“, die „der Feind auf uns schmeißt“, leicht unsauber auf den Vers reimen: „an den Sieg glauben wir“.

Witebsk, unweit der russischen Grenze gelegen, sprach mich an. In dem kleinen Ziegelhaus, wo die Frau eines frommen jüdischen Arbeiters neun Kinder großgezogen hatte, erzählte die Museumsführerin, Marc Chagall hätte Witebsk sein „kleines Paris“ genannt und „nicht Russisch, sondern Jiddisch gesprochen“. Die drittgrößte belarussische Stadt empfing mit zehntausendfach in Blüten gehüllten Brücken.

Auch wenn Wladimir Putin den Slawischen Basar in seiner Grußbotschaft als „bedeutendes Kulturereignis nicht nur für die multinationale slawische Welt“ bezeichnete, war nach viereinhalb Jahren Bruderkrieg wenig mehr von der panslawischen Idee übrig als ein Straßenstand serbischer Imker. Für die Locals war es nach wie vor ein Ereignis: Als ich am Morgen im städtischen Flussbad schwamm, hörte ich die muskulösen Kerle am anderen Ufer der Düna davon reden, wie andere Festivals russischer Estrada-Musik den Bach hinuntergegangen waren. Witebsk aber lebte noch.

Er schlug zwei Mal ein Rad

Das Konzert im Allzweck-Sportstadion lief routiniert ab: Gasmanow kam fast jedes Jahr, und das Publikum kannte sein Programm. Weit vorne, auf dem Rasen vor der Bühne, scharwenzelten ein paar Dutzend Leuchten herum. „Sind das VIPs?“, fragte ich meinen Sitznachbarn. „Ja, genau“, antwortete der Bursche, „das sind BLOGGER!“

Gasmanow - khakifarbene Outdoor-Hose, eng anliegendes weißes T-Shirt - war knuspriger als auf allen Aufnahmen. Bekannt für seine akrobatischen Einlagen, spielte er selbstironisch hingefallen seinen letzten Seufzer, erwähnte sein 57. Bühnenjubiläum und sein 75. Wiegenfest und schlug zwei Mal ein Rad. Er wirkte, als wäre er zu Hause im Moskauer Naturschutzgebiet „Silberwald“ eben noch in den See gesprungen und schweißfrei von der Julisonne expressgetrocknet auf die Witebsker Bühne gehüpft.

Es gab mehrere „lustige Blöcke“ und einen für Frauen, in welchem er einen Kameramann zum Schwitzen brachte: Gasmanow hatte nämlich Hochzeitstag und trug einen Riesenstrauß ins Publikum zu seiner zweiten Frau hinauf.

Ich meinte schon, er würde im kritikstischen Belarus seine Kriegslieder weglassen, dann aber folgte „ein Block, der den Vorfahren gewidmet ist“. Er musste nicht aussprechen, dass sein belarussischer Vater und seine jüdische Mutter als „Frontowiki“ gegen die Nazi-Aggressoren gekämpft, Königsberg befreit und ihren Oleg im Kalinin-grader Gebiet großgezogen hatten. Seine Fans wussten, dass er das eingängige Weltkriegslied „Unsterbliches Regiment“ auch für seine Eltern geschrieben hatte. Am Ende des mit Marschschritten unterlegten Liedes war da nicht mehr das gefallsüchtige Springkerl, sondern eine geflüsterte Stimme, die vor Rührung brach. Gasmanow brachte noch weniger bekannte Kriegslieder. Einmal stiftete er sein Publikum dazu an, das bei Militärparaden übliche „Hurra“ zu skandieren. Das Echo fiel schwach aus.

Stella Schuhmacher: Irans geheime Juden

Es ist wie eine Familie. Ich kenne alle“, sagt Mahin.

Mahins jüngste Tochter Eva wohnt mit ihrer Familie in Manhattan und hat sich von der Gemeinde distanziert. „Sie helfen einander, aber das hat einen Preis. Sie mischen sich ständig in die Angelegenheiten anderer ein. Es gibt keinerlei Privatsphäre. Familien fahren miteinander auf Urlaub.“ Eva wollte ihr Leben nicht in diesem beengten Umfeld verbringen. „Ich habe dafür gekämpft, aufs College gehen zu dürfen. Meine Eltern waren enttäuscht und unglücklich darüber. Sie dachten, wenn ich studiere, würde mich niemand mehr heiraten“, erzählte sie. „Für mich war es befreiend, mein eigenes Leben führen zu können. Niemand hat mir mehr gesagt, was ich tun und was ich lassen soll.“ In der maschhadischen Gemeinde verlassen junge Frauen auch heute das Haus ihres Vaters erst, wenn sie heiraten, erzählt Eva. Das Heiratsalter ist nicht mehr ganz so niedrig wie früher. Heutzutage liegt es eher bei achtzehn oder neunzehn Jahren. „Im Grunde sollen sie vom Haus ihrer Eltern in das Haus ihres Mannes wechseln. Es ist wie ein Eigentumstausch.“ Eva hat viel später geheiratet.

Hilly hat drei erwachsene Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, und lebt nach wie vor in Great Neck. Alle drei Kinder hatten die Möglichkeit, aufs College zu gehen. Ihr selbst wurde es von ihrem Vater noch verboten: „Ich habe trotzdem studiert und den ersten Studienabschnitt abgeschlossen, als ich schwanger war.“ Sie meint, unter anderen Umständen hätte sie viel länger studieren und arbeiten wollen.

Ihre eigene Tochter war sehr jung, als sie geheiratet hat. „Es war ihre Entscheidung. Wenn sie hätte studieren wollen, hätte ich sie unterstützt. Meine Tochter ist mit einem Mitglied der

“

Eva kämpfte dafür,
aufs College gehen zu
dürfen. Ihre Eltern
waren unglücklich.
Sie dachten, wenn sie
studiere, würde sie
niemand mehr heiraten.

Gemeinde verheiratet.“ Mit ihrem Leben in Amerika sind sie sehr zufrieden. „Wir hatten großes Glück. Wir sind frei. Aber unsere Kultur verlangt trotzdem, dass Kinder miteinander aufwachsen, auf dieselben Schulen gehen und sich gegenseitig heiraten.“

Nach dem 7. Oktober wurden die Sicherheitsvorkehrungen in den Synagogen in Great Neck verschärft. „Ich hatte eine muslimische Freundin, aber seit dem 7. Oktober beantwortet sie meine Anrufe nicht mehr“, erzählt Mutter Mahin. „Wir waren doch die Opfer! Aber je mehr Details über Verbrennungen oder Vergewaltigungen bekannt wurden, desto stärker wurde der Antisemitismus, dem wir uns ausgesetzt sahen“, sagt Hilly. Vor allem für den 93-jährigen Vater war der 7. Oktober tragisch und emotional schwer zu verkraften.

Eva spricht mit ihrer Familie nicht über den Antisemitismus in Manhattan, den sie auf der Straße oder in den Schulen sieht. „Sie würden mir nur sagen, dass ich mit meinen Kindern und meinem Mann nach Great Neck zurückkommen soll.“ Oder dass sie nie hätte wegziehen dürfen.

Eva meint, dass der 7. Oktober ein Weckruf war. „Innerhalb weniger Wochen wandte sich die ganze Welt von uns ab. Alle sagten, wir hätten verdient, was passiert ist. Was wir online und auf Social-Media lasen, war einfach schockierend.“ Sie erinnert sich an einen Vorfall mit ihren Kindern in einem thailändischen Restaurant. „Ein Mann ist hereingekommen und hat uns einfach angeschrien. Mein Sohn und seine Freunde haben Angst bekommen.“

Die propalästinensischen Proteste in ganz New York dagegen seien zwar lästig: „Aber ich denke, sie haben das Recht zu protestieren.“

Die Mitglieder ihrer jüdischen Gemeinde hätten früher nicht als Juden, sondern als Amerikaner in New York gelebt. Doch nach dem

7. Oktober ist ihre jüdische Identität in den Vordergrund gerückt. „Plötzlich wurden wir angegriffen. Unser Judentum wurde wichtiger.“ Dem muslimischen New Yorker Bürgermeister Zohran Mamdani wünscht Eva Erfolg. „Ich möchte, dass New York ein sicherer, toller Ort zum Leben ist. Ich glaube, Mamdani will gute Arbeit leisten. Ich hoffe nur, dass er keine Vorurteile gegenüber Juden hat.“

„Trump ist wunderbar“

Die Gemeinde in Great Neck wählte Präsident Trump und hat das bereits 2016 getan. „Amerika hat Juden immer unterstützt. Aber besonders Trump ist wunderbar. Es gibt nur Frieden für Israel, wenn das iranische Regime weg ist“, sagt Hilly und wünscht sich die Zeit vor der Revolution zurück. Sie träumt davon, wieder auf den Straßen ihrer Kindheit in Teheran spazieren gehen zu können. „Ich will mein altes Zuhause sehen, die Straßen, den Park. Freunde erzählen mir, wie sehr sich alles verändert hat.“ Mutter Mahin würde ebenfalls sehr gern hinreisen. „Aber nicht, um dort zu wohnen“, ist sie sich sicher. Auch Eva hofft auf ein anderes Regime. „Ich möchte das Land besuchen, dessen Sprache ich spreche. Zu Kriegsbeginn schien es kurz so, als ob sich alles ändern könnte.“ Auch ihrem Sohn würde sie gern den Iran und seine Wurzeln zeigen. „Ich bin alles: Jüdin, Amerikanerin und Iranerin.“



STELLA SCHUHMACHER

Die Autorin wurde 1972 in Salzburg geboren. Sie studierte Romanistik und besuchte die diplomatische Akademie. Sie arbeitete für die UNO und die Weltbank im Bereich Kinderschutz und Frauenrechte. Sie lebt seit über 20 Jahren in den USA und erzählt hier in unregelmäßigen Abständen vom zeitgenössischen jüdischen Leben in New York.

NEUNZEHN DISKRETE FRAGEN AN WOLFGANG MÜLLER-FUNK

Diesen Rat habe ich befolgt.

Meine Frau und meine beiden Töchter haben mir seinerzeit geraten, die Einladung, mit dem damaligen Obmann der FPÖ HC Strache zu diskutieren, auszuschlagen, weil die potenzielle intellektuelle Überlegenheit den symbolischen Benefit für Strache nicht wettmachen würde.

Das hätte ich lieber nicht gewusst.

Das Ausmaß menschlicher Grausamkeit, die Menschen einander zufügen; andere zu vernichten, um mächtig zu sein, das erschüttert mich. Grausamkeit trifft mich ins Herz. Mein Buch „Crudelitas“ war auch ein Akt persönlicher Verarbeitung.

Das will ich noch lernen.

Einen Roman schreiben - unwahrscheinlich wegen meiner strengen Maßstäbe. Dann Gelassenheit?

In einem Roman über mein Leben fände sich folgende überraschende Wendung. In der Vorstellung summierte sich plötzlich sein Leben so, dass er viele Jahre hindurch nur arbeitete, nur schlief, unzählige Jahre ununterbrochen liebte und sprach, jahrelang aß, so dann verdaute und am Ende nicht mehr aufhören konnte zu schreiben. Wie Leben doch durch diese temporale Maßnahme in andere Gleise geriet! Dass solches Leben unheimlich und unmöglich war, änderte nichts an der Tatsache, dass Quanten wie Raum und Zeit grundlegende Qualitäten menschlichen Daseins waren.

Das ist für mich das schönste Wort der deutschen Sprache.

Antlitz, weil es das Menschlichste am Menschen thematisiert: den wechselseitigen Blick.

Ein Zitat aus meinem Lieblingsgedicht.

Jan Skácel: „die menschen nehmen einander wegen der stille.“ („wundklee“).

Das haben meine Eltern gut gemacht.

Die Gastfreundschaft und Weltläufigkeit meines Vaters. Der Charme und Frohsinn meiner Mutter, den der 20-jährige Adorno-Adept für verlogen und oberflächlich hielt und den er erst spät schätzen lernte.

Ich fühle mich erwachsen, weil ...



Eben ist von Wolfgang Müller-Funk „Was uns zusammenhält“ erschienen. [Kreisky-Forum]

... ich seit einigen Jahren Großvater von drei Enkelinnen bin, der keine Angst hat, kindisch mit Kindern zu sein.

Davor hatte ich früher Angst und jetzt nicht mehr.

Ich habe die Angst vor der Angst verloren, aber dass diese quälende Quadratur sich verabschiedet hat, könnte eine Selbsttäuschung sein.

Da werde ich schwach.

Bei Anfragen oder Einladungen.

Das hat mein Leben erleichtert.

Familie. Freunde. Gespräche.

Darauf würde ich wetten.

Ich wette nie, weil ich finde, dass Prognosen unzuverlässig sind. Ich wette höchstens darauf, dass die eingegangenen Wetten nicht halten. Wer hat Hitler vorhergesagt, wer den Zusammenbruch des Sozialismus 1989, wer die globale Digitalisierung, die Kriege in Jugoslawien und der Ukraine?

Das traue ich mich nicht.

Extrembergsteigen. Drahtseilakte. Das tut mir leid, weil Balance halten und extreme Konzen-

tration auch politisch wichtig sind.

Das mache ich, wenn ich nicht einschlafen kann.

Als Kind habe ich so lange gezählt, bis ich bei den Quinquillionen eingeschlafen bin. Heute lege ich mich flach in eine Spannungshaltung. Selten zieht der vergangene Tag vorbei. Ich atme.

Das würde ich tun, wenn mein größter Feind auf einer Bananenschale ausrutscht.

Einen Moment innehalten, ihm aufhelfen, darüber nachdenken, ob der unwahrscheinliche Zufall ein Fingerzeig ist, ihm zu vergeben. Was danach geschieht, liegt nicht mehr allein in meiner Hand.

Das hätte ich gerne und kann es mir nicht leisten.

Was mich hindert, ist nicht so sehr das Geld, viel eher meine seelische Innenausstattung. Wichtige Dinge des Lebens - Liebe, Freundschaft, Anerkennung, Einfälle - sind nicht käuflich verfügbar. Sie kommen oder lassen es bleiben.

Daran wird die Welt zugrunde gehen.

Womöglich in ferner kosmischer Zeit, wenn das Weltall expandiert oder sich wieder auf einen Punkt, auf ein Nichts zusammenzieht. Ich misstrauere Weltrettern ebenso wie Apokalyptikern. Sie bringen mit ihren maßlosen und wichtigtuerischen Ansprüchen viel Unheil in die Welt. Sie sind symptomatisch, bieten aber keine Lösung unserer Krisen: Klima, Krieg, Autodestruktion, Selbstläufigkeit von Technik und nackte ökonomische Macht.

Das wird sie retten.

Kluge und verantwortliche Politikerinnen und Politiker, die den Menschen reinen Wein einschenken und sich vor schmerzhaften Maßnahmen nicht fürchten. Eine Mehrheit von Menschen, die Rilkes Devise folgen: *Du mußt Dein Leben ändern*. Ich halte es mit der Devise des tapferen Marxisten Antonio Gramsci *Pessimismus des Intellekts, Optimismus des Willens*.

Wer sollte diesen Fragebogen noch beantworten?

Dimitré Dinev.